

463

Das Indische Ozeanreich

FESTREDE

gehalten in der öffentlichen Sitzung
der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
zur Feier des 176. Stiftungsfestes
am 19. Juni 1935

von

Erich v. Drygalski

o. Mitglied der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung

München 1935
Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des Verlages C. H. Beck München

Das Indische Ozeanreich

FESTREDE

gehalten in der öffentlichen Sitzung
der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
zur Feier des 176. Stiftungsfestes
am 19. Juni 1935

von

Erich v. Drygalski

o. Mitglied der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung

München 1935

Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des Verlages C. H. Beck München

DAS INDISCHE OZEANREICH

Die Geographie sucht die Entwicklung der Staaten aus ihrer Natur zu erklären, aus ihrem Raum, ihrer Lage und ihrer Struktur. Dabei sind die Einflüsse der Lage und der Struktur meist schon in denen des Raumes enthalten. Denn je größer dieser ist, desto ausgedehnter ist seine Lage und desto mannigfaltiger auch sein Klima, seine Formen und sein ganzer Inhalt. So können die größten Reiche die mächtigsten werden, wie die Vereinigten Staaten oder das Sowjetreich, da sie aus subpolaren Breiten bis in subtropische reichen und über alle Strukturen verfügen, während Brasilien oder Kanada trotz ihrer Raumgröße nicht entsprechend emporsteigen, weil sie einförmig sind. Sie liegen meist tropisch bzw. subpolar und haben die Regenwald- und Savannen- bzw. die Tundra-Struktur. So leidet Brasilien in der tropischen Überfülle und Kanada im Mangel der Polarwelt; die Kultur gedeiht am besten, wo ein Wechsel herrscht.

Die größten Räume der Erde sind die Ozeane. Sie bieten damit die Vorteile jeder Lage, doch zugleich die Nachteile der Einförmigkeit ihres Inhalts. Zwar umfassen sie alle Zonen, und damit viele Verschiedenheiten, in der Temperatur des Wassers, im Salzgehalt wie im Organismenleben; doch die Meeresströmungen gleichen das aus. Selbst das von dem Machtbedürfnis und der Wirtschaft der Staaten jetzt viel gesuchte Leben der Wale geht ja durch alle Zonen. Deshalb unterscheiden sich die Meeresstaaten weit weniger durch die Struktur ihrer Meere als durch die ihrer Küsten. Das mächtige Römerreich konnte das Mittelmeer umgreifen und das Schwedenreich Gustav Adolfs die Ostsee, weil die Küsten aufeinander hinweisen, und auch die heutigen Ozeanreiche sind wesentlich durch die Struktur ihrer Küsten bestimmt.

Der Pazifische Ozean wird von jungen Gebirgsketten umzogen, die seine Randländer abschließen. Nur in den Lücken, wo die Gebirge aussetzen, konnten so mächtige Reiche wie die Mandschurei und China, auch Siam und Japan entstehen. Im Atlantischen Ozean strei-

chen die Gebirge meist quer zu den Küsten; deshalb ist das Meer dort tief in die Länder gedrungen und hat sie erschlossen, doch auch staatlich zersplittert; nur dem Indischen Ozean fehlt eine bestimmte Beziehung zum Land. Seine Küsten sind neutral, also weder parallel zur Tektonik der Kontinente, wie im pazifischen, noch transversal wie im atlantischen Raum. Sie würden die Randländer nicht anders bestimmen, als es geschieht, wenn sie weiter außen oder innen lägen. Sie umschließen Tafelländer mit Wüsten und Steppen, in Arabien und Vorderindien wie in Afrika und Australien. Nur am Eingang des Persischen Meeres, in Malakka und in der Sundawelt sind junge Gebirge, die teils parallel, teils transversal zu den Küsten ziehen oder in Inseln zerfielen, auch viele Vulkane. Sonst liegt dieser Ozean innerhalb der einförmigen Reste des Gondwanalandes,¹ einer uralten Tafel. Sie hat archaischen Unterbau; darüber liegt marines Paläozoikum bis ins Carbon, dann permisch-mesozoische Deckschichten, horizontal und ungestört, mit den Glossopteris-Floren, also Landbildungen. Erst am Schluß des Perm und sicher im mittleren Jura hat sich der Ozean zu umgrenzen begonnen, doch haben Verbindungen zwischen den Randländern noch im Tertiär bestanden und zu der Annahme jenes Lemuria-Kontinentes der Zoologen geführt.

Das älteste paläozoisch-mesozoische Reich dieses Raumes ist von gewaltiger Größe gewesen, vom Kongobecken bis zu den Ostaustralischen Alpen, vom Fuß des Himalaja bis zum antarktischen Kaiser-Wilhelm- und Südviktoria-Land, und von diesen weiter über den Südpol hinaus. Wir kennen es vom Ober-Carbon bis zum Jura, aus der

¹ Der Name Gondwana ist dem einer Landschaft im Innern von Vorderindien, etwa in der geographischen Breite von Kalkutta, entnommen, deren Bau für das ganze charakteristisch ist. Ed. Sueß hat im Antlitz der Erde (Band 3 Karte 1 auch an vielen Stellen im Text) Australien und die Antarktis nicht zu Gondwana gerechnet, sondern zu den Ozeaniden, doch trifft dieses für Westaustralien und die Ostantarktis ihres Baues wegen nicht zu, was seither vielfach anerkannt wurde. Man darf den Indischen Ozean wegen seiner nahezu vollständigen Umrandung durch Gondwanaländer als ein eigenes Reich auffassen und nicht dem Atlantischen zuweisen, wie es geschehen ist, da dieser sehr verschiedenartig umrandet ist. Der Unterschied kommt in dem vielfach transversalen Küstencharakter bei diesem und dem meist neutralen bei jenem zum Ausdruck.

Art seiner Floren, der Glossopteris-Farne, auch von seiner Permocarbonschen Eiszeit. Man findet die Reste dieser Farne in der ganzen Umgebung des Indischen Ozeans, in der Antarktis wie in Südafrika bis zum Äquator, in Madagaskar, in Ceylon und in Vorderindien bis zum Himalaja, auch in Tasmanien und ganz Australien. Es sei dahingestellt, von wo diese Florenentwicklung ausging und welche Wege sie nahm. Ihre Verbreitung spricht für das Vorhandensein von großen zusammenhängenden oder doch verbundenen Ländern, also für ein kontinentales Indienreich. Ihre Formen sind nicht glazial, sondern von wechselnder Art, auch mit nördlichen Carbonfloren verzahnt. Sie liegen in der Antarktis im Beaconsandstein einer Trockenbildung, in Südafrika mit warmen Sumpfablagerungen verbunden und anderwärts mit solchen höherer Gebirge, kurz in einem Wechsel verschiedener Klimate und Landformen kontinentalen Charakters.¹

Die Eiszeit des Carbon hat dann große Teile dieser Kryptogamenlandschaften überzogen. Man kennt auch ihre Spuren aus allen Gondwanaresten, aus Südafrika und Madagaskar wie aus Vorderindien und Australien. Sie finden sich auf Hochflächen wie im Meeresniveau vom nördlichen Wendekreis über äquatoriale und subtropische Breiten bis in die südlich-gemäßigte Zone, vielfach also unter klimatischen Bedingungen, unter denen ein Inlandeis jetzt unmöglich wäre. Nur in der Antarktis, die heute unter Eis liegt, sind noch keine Spuren gefunden.

Wo diese Eiszeit herkam und wie sie sich verbreiten konnte, ist noch eine offene Frage. Der nächstliegende Gedanke, daß ihr Ursprung in der Antarktis gelegen hat, wird bezweifelt, weil es dort noch an sicheren Spuren mangelt, auch wegen des mit ihr gleichalterigen Beaconsandsteines,² einer Trockenbildung, keiner glazialen, dessen Altersbestimmung freilich noch unsicher ist, und vor allem wegen des wei-

¹ W. Salomon-Calvi, Die Permocarbonschen Eiszeiten. Akademische Verlagsgesellschaft. Leipzig 1933. S. 117, 132 ff., 142.

² W. Salomon-Calvi a. a. O. S. 116 ff. Den petrographischen und chemischen Charakter des Beaconsandsteins analysiert eine neue Arbeit von Duncan Steward in American Mineralogist, Vol. 19, Nr. 8, 1934. S. 351 ff.

ten Abstandes der Antarktis von den Südkontinenten und ihrer Trennung durch Tiefseeräume, die ein Inlandeis nicht durchmessen konnte. Auch wäre dessen Ausbreitung über die Gondwanaländer in deren heutiger Klimalage unmöglich gewesen.

Um solchen Einwänden zu begegnen, wurde für das Permocarbon eine andere Lage der Südkontinente vorausgesetzt, etwa nach den Anschauungen von A. Wegener, näher beieinander, auch in höheren Breiten, doch fehlt dafür der exakte Beweis. Denn die Angaben über Kontinentalverschiebungen auf Grund von Messungen liegen innerhalb der Fehlergrenzen, und alles andere ist Hypothese. Auch läßt sich die Verbreitung jener alten Eiszeit besser verstehen, wenn die Gondwanaländer in einem Kontinent verbunden waren, der dann seit dem Perm zerbrach und niedersank, etwa im Sinne von E. d. Sueß. Hierfür sprechen die zahllosen Brüche, Verwerfungen und Flexuren in den Randländern des heutigen Ozeans sowie ihre Vulkane.¹ Freilich wird ein gewisser isostatischer Ausgleich zwischen Land und Meer an den Küsten dagegen geltend gemacht, doch ist derselbe nicht vollständig² und läßt sich in seinen Einzelheiten besser nach Pratt als nach Airy deuten, also ohne ein Schwimmen der kontinentalen Schollen im Sima, nur durch eine Auflockerung in der Erdrinde. Natürlich läßt sich die obige Frage noch nicht sicher entscheiden. Man darf aber sagen, daß ein Kontinent in der Lage des heutigen Ozeans ein ganz anderes Klima gebildet haben würde als dieser. Er würde z. B. die Niederschläge in der Antarktis beschränkt haben³ und so die Trockenbildungen des Beaconsandsteines mit Glossopteris erklären können; er könnte auf seinen Höhen Gletscher bilden⁴ und damit auch die Nährgebiete für die Vereisungen der Gondwanaresten, zumal man

¹ E. Krenkel, *Geologie Afrikas*, Band I, Gebr. Bornträger, Berlin 1925, S. 25, 30 ff., 228 ff., 240, 287 f.

² O. Meißner in *Pet. Mitt.* 1918 S. 221. Auch E. Krenkel a. a. O. S. 240.

³ E. v. Drygalski in *Deutsche Südpolarexpedition*, Band I, W. de Gruyter u. Co., Berlin 1921, S. 688 ff., 701. W. Meinardus, ebendasselbst, Band III S. 329 ff.

⁴ E. Dacqué, *Grundlagen und Methoden der Paläogeographie*. Gustav Fischer, Jena 1915, S. 474.

jene — auch nach W. Salomon-Calvi — in den jetzt vom Ozean erfüllten Räumen zu suchen hat.¹

Wie dem auch sei, jedenfalls hat die Entstehung eines Ozeanreichs im Perm vielfach erst im Jura eingesetzt und ist im Tertiär durch den Zerfall von Lemuria vollendet gewesen. Sie hat von Süden begonnen und ist nach Norden fortgeschritten, also mit der Erkaltung der Erdoberfläche vom Pole her. Man kennt zwei von Vulkanen besetzte, aus der Antarktis radial nach Norden verlaufende Bruchzonen an der Ostküste des Süd-Viktorialandes und am Kerguelen-Gaußberggrücken, wohl auch eine dritte an der Ostseite des Weddellmeeres sowie die Andeutung entsprechend streichender Gebirge östlich vom Gaußberg und im Adelieland.²

Die nördlichen Fortsetzungen dieser Brüche würden an den Küsten von Afrika und Madagaskar, Australien und Vorderindien zu suchen sein sowie an den Inselrücken des Ozeans von den Tschagos bis zu den Lakkadiven und von der Madagaskarschwelle bis zu den Seychellen, am Delagoarücken und an der Maskarenschwelle, denen auch vulkanische Erscheinungen folgen. Danach wäre der alte Gondwanakontinent in meridionale Streifen, die vom Südpol ausstrahlen, zerfallen und niedergesunken.³ Der neutrale Küstencharakter, die Anordnung und die Ähnlichkeit der Randländer, kurz, die Einheit des Ozeanreiches fände so ihre Begründung.

Der heutige Ozean ohne seine Nebenmeere hat 73,5 Millionen qkm Fläche, während der größte Kontinent Europa-Asien rund 20 Millionen weniger hat. Mit seinen Randländern, die man durch die Hauptwasserscheiden der Kontinente abgrenzen könnte, hat das Ozeanreich 94,5 Millionen qkm Größe, das ist nahezu ein Fünftel der Erdober-

¹ W. Salomon-Calvi a. a. O. S. 47 f., 54, 64, 82, 99, 130.

² E. v. Drygalski, „Antarktis“ im Handbuch der geographischen Wissenschaft. Band Australien S. 330 ff. Verlagsgesellschaft Athenaion, Wildpark-Potsdam.

³ G. Wüst deutet (Zeitschrift für Geophysik XI, 1935, S. 40) nach Lotungen der Gauß-Expedition und anderen darauf hin, daß sich der Kerguelen-Gaußberggrücken über die Maskarenschwelle und die Tschagos bis zu den Lakkadiven fortsetzen könnte. Eine Verbindung von Rodriguez mit den Tschagos hält auch E. Krenkel für möglich.

fläche, und hierbei fehlt noch der Anteil der Antarktis.¹ Da es im Ozean nur zwei große Inseln, Madagaskar und Ceylon, mit zusammen etwas über einer halben Million qkm gibt, ist seine Wasserfläche wenig durchbrochen. Sie teilt sich in ein warmes und ein kaltes Gebiet, die sich in einer Zone scheiden,² an der das kalte Wasser des Südens nordwärts zur Tiefe sinkt und an der Oberfläche wärmerem Platz gibt, dessen Temperaturen zuerst schnell, dann langsam gegen den Äquator hin steigen. Sie liegt in den Meridianen von Madagaskar um 43° s. Br., westlich von Kerguelen bei 48° und weiter östlich bei 52°. In der gleichen Zone hat der Ozeanboden eine breite Querschwellen, von der die vulkanischen Marion- und Prinz-Eduard-, Crozet-, Kerguelen- und McDonald-Inseln emporsteigen; diese scheint auch für den thermischen Wechsel an der Oberfläche von Einfluß zu sein.³ Jedenfalls ist der Ozean an jener Zone sowohl morphologisch wie thermisch geteilt.

Seine Landgrenzen sind im nördlichen Teil durch die Küsten von Ostafrika, Südasien, Westaustralien gegeben, und die des südlichen durch die Ost-Antarktis, also fast überall durch Gondwanareste. Die kleinen Inseln auf der genannten Querschwellen bilden keine Scheide, weil die Meeresströmungen beider Teile hinübergreifen und sich vielfach verzahnen. Der Norden ist der Kern des heutigen Ozeanreiches und der Süden ein Zukunftsraum, in den die Nationen erst jetzt hineingreifen. Der Norden hat die Passate, Monsune und die nördliche Zone der Westwinde, die einen reichen Verkehr vermitteln, der Süden hat die südlichen Westwinde und im höheren Süden — im Mittel von

¹ H. Wagner, Lehrbuch der Geographie, Hannover 1922, S. 285.

² W. Meinardus in Deutsche Südpolar-Expedition, Band III, Berlin 1923, S. 531 ff. G. Schött in Annalen der Hydrographie, 1926, S. 423 f., auch in Geographie des Atlantischen Ozeans, Hamburg 1926, S. 241. L. Möller in Institut für Meereskunde, Neue Folge, Heft 21, S. 19 f., 30 f., 33 ff. E. v. Drygalski in Deutsche Südpolar-Expedition, Band VII, Berlin 1927, S. 530 ff.

³ A. Defant, Dynamische Ozeanographie, Berlin 1929, S. 46 ff. G. Wüst in Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1933, S. 11. L. Möller in Institut für Meereskunde, Neue Folge, Heft 21, S. 33 ff. Ferner für den besonderen Fall Edith M. Steppard in Discovery-Reports, Bd. VII, Cambridge 1933, S. 265 f.

62 $\frac{1}{2}$ ° s. Br. an — Ostwinde; er wird seiner Stürme und des Eises wegen vom Verkehr gemieden, ist aber entwicklungsfähig. Der Süden gehört zum Aktionsgebiet der Antarktis und der Norden zu dem der Tropen. Hierin liegt der große Kontrast, der zwischen den beiden Teilen physisch und für die Menschheit besteht. Ihre Scheide ist als eine ozeanische Polarfront bezeichnet worden, nicht als die atmosphärische, da diese erst viel weiter südlich und jenseits des 60° s. Br. zu suchen ist und mit der Furche niederen Luftdruckes zwischen den West- und den Ostwinden oder erst mit der Randzone des Inland-eises zusammenfällt.¹

In den frühen Vorstellungen der Menschheit hat der Norden als ein Binnenwasser gegolten, das mare Erythraeum des Ptolemäus,² und der Süden als Land. So dachte man noch, als Afrika durch Bartolomäus Dias 1487 und Australien durch Abel Tasman 1642³ umfahren waren, bis die zweite Reise von J. Cook 1772–75 diese Vorstellungen zerstörte und jenes Südland in die hohen Breiten des Eises verwies, wo es als ein sechster Kontinent auch in Wirklichkeit liegt. Der ozeanische Charakter auch des südlichen Teils war damit erwiesen, doch die staatliche Nutzung blieb ihm fern. Nur der Norden wurde davon frühzeitig erfaßt, von den Küsten her und durch fremde Völker, weil die Randländer mit ihren Steppen und Wüsten nur niedere Kulturen und das Nomadentum höchstens Splitterstaaten bilden konnten, die nicht auf das Meer hinaustraten.

Von den dunklen Wanderungen der australischen, indischen und afrikanischen Urstämme dürfen wir absehen, da von ihnen nur kleine Restvölker übriggeblieben sind, auch von den alten Handelsfahrten der Phönikier und Chinesen, der Perser und der Griechen an den Küsten entlang. Erst die Malaien haben mit den Monsunen und ihren Strömungen den Indischen Ozean, wie den Stillen, durchschwärmt

¹ W. Meinardus in Deutsche Südpolar-Expedition, Band III, S. 307 ff., 536 ff.

² H. Berger, Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen, Leipzig 1887, Band IV, S. 135 ff.

³ M. Vivien de Saint Martin, Histoire de la Géographie, Paris 1873, S. 409.

und Küstenreiche gebildet. F. Ratzel¹ hat ihr Wohn- und Wandergebiet im Indo-Pazifischen Raum auf 88½ Millionen qkm geschätzt. Die Zeit dieser Vorgänge ist wenig bekannt.² Die Hova auf Madagaskar sind ein malayischer Reststamm im französischen Kolonialland, wie wohl auch die Maori im britischen Dominion Neuseeland; doch im holländischen Sundareich und auf den amerikanischen Philippinen sind die Malayen bis heute das bestimmende Element wie ja auch der Kernstamm der japanischen Weltmacht.³ Sie haben also Reiche von weltweiter Verbreitung und großer Bedeutung hinterlassen.

Schon gleichzeitig und dann ihre Nachfolger im Indischen Ozean sind die Araber gewesen und zugleich die Vorgänger der heutigen Entwicklung dort. Sie wurden durch das Nomadenleben ihrer Halbinsel zu Küstenfahrten getrieben, in Asien sogar bis China, vielleicht bis Korea hinauf, doch zugleich durch ihren Handelsgeist in das Innere der Länder. Sie haben dabei starke Stützpunkte an den Küsten geschaffen, die später von den Portugiesen grausam umkämpft wurden, wie Sofala, Moçambique und Sansibar, Aden und Ormuz, Calicut, Colombo und Malakka.⁴ Im Innern haben ihre Handelszüge Nord- und Mittelafrika wie Westasien durchschwärmt und dabei Binnenreiche entstehen lassen, die nur in loser Verbindung standen. Zu einem dauernden Zusammenschluß derselben ist es nicht gekommen, doch sind ihre Sultanate die Kerne des Widerstandes gegen das Vordringen der Europäer geblieben, gegen die Portugiesen unter d'Albuquerque wie zuletzt in Deutsch-Ostafrika gegen H. v. Wißmann. Der Volksgeist aus den Steppen ihrer Halbinsel, die zum Wandern, und ihrer Oasen, die zum Bleiben zwangen,⁵ hat überall fortgewirkt und dann in der islamischen Religion die stärkste Triebkraft zu weltweiter Verbreitung gefunden.

¹ Anthropogeographie II, 3. Auflage, Stuttgart 1922, S. 448.

² K. Weule in „Zu Friedrich Ratzels Gedächtnis“, Leipzig 1904, S. 425 ff.

³ K. Haushofer in Geopolitik des Pazifischen Ozeans, Berlin, K. Vowinkel, S. 59, 75 u. a.

⁴ S. Ruge, „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“, Berlin 1881, S. 10 ff., S. 114 ff.

⁵ J. Fairgriwe, Geographie und Weltmacht. K. Vowinkel, Berlin 1923, S. 139 ff.

Doch die Entwicklung des Ozeanreiches ist von den Arabern an die europäischen Nationen übergegangen, nachdem Vasco da Gama 1498 Calicut erreicht hatte, an die Portugiesen, Holländer, Franzosen und Briten. Auch Deutschland ist beteiligt gewesen, nachdem schon der Große Kurfürst 1650 nach Trankebar in Indien vorgefühlt hatte,¹ doch dann leider erst spät in Deutsch-Ostafrika; unsere dortigen kulturellen Erfolge seien aber niemals vergessen. Jetzt bestehen am Indischen Ozean noch Besitzungen der Portugiesen um die Mündungen des Sambesi, auch Goa, Damao und Diu in Vorderindien sowie der Italiener an dem Hauptzufahrtsweg durch das Rote Meer und an der Somaliküste. Frankreich hat außer Madagaskar mit den Comoren, Bassas da India, Europa-Insel und Réunion fünf Küstenbesitzungen in Vorderindien (Pondichéry, Karikal, Tschandernagor, Mahé und Yanaon), sowie eine kleine Strecke der Somaliküste am Eingang zum Roten Meer. Sonst ist der Ozean britisch umgeben, denn sehr wirksam auch die unabhängigen arabischen, persischen und siamesischen Küstenstrecken darin, und selbst der große und reiche holländische Besitz in der Sundawelt ist im Norden von Singapore her durch Labuan und Nord-Borneo sowie im Süden über die Kokos- und die Weihnachtsinseln, beide klein aber wichtig, bis nach Port Darwin und zur Donnerstag-Insel in der Torres-Straße wie mit einer Zange umfaßt.

Auch der südliche Teil des Ozeans ist politisch nicht mehr ganz frei, nachdem die Marion- und Prinz-Eduard-Inseln sowie Heard- und McDonald-Eiland an seiner Nordgrenze für britisch und sein antarktisches Randland zwischen 45° und 160° östlich L. v. Gr. am 7. Februar 1933 als australisches Territorium erklärt wurde, mit Ausnahme des Adélie-Landes darin zwischen 136° 20' und 142° 20' östl. L. v. Gr.; dieses ist in Erlassen vom 26. März und 27. November 1924 von Frankreich beansprucht worden, doch die internationale Bestätigung dieser Ansprüche ist bisher nicht erfolgt.² Das Adélie-Land ist das Südende

¹ J. März, „Das Schicksal überseeischer Wachstumsspitzen“, Rösl u. Co., München 1923, S. 427.

² Gunnar Isachsen, *Norvegia rundt Sydpol Landet*, Oslo 1934, S. 40 ff.

eines französischen Machtstreifens, der von den Comoren, Madagaskar und Réunion über Neu-Amsterdam, St. Paul, Crozet-Inseln und Kerguelen als ein lockerer und unwirtlicher Besitz bis zum Rande der Antarktis zieht. Sonst ist der Süden ein sturmgepeitschtes und vom Eise bedrohtes Meer, nur von Walfängern wieder gesucht, seit ihr Betrieb von den Küsten unabhängiger geworden ist; doch der Norden liegt nahezu in einer Hand, als der größte und wertvollste Teil des britischen Weltreiches.

Der britische Besitz an Land hatte dort vor dem Kriege nach J. Wütschke¹ rund 21 Millionen qkm und 360 Millionen Einwohner, also ein Areal von mehr als der doppelten Größe Europas und etwa $\frac{3}{4}$ von dessen Volkszahl. Es sind rund $\frac{2}{3}$ von den britischen Ländern in ihrer Gesamtheit. Die Vermehrung nach dem Kriege wird auf rund 5 Millionen qkm, gleich der halben Fläche Europas, der 16fachen des Mutterlandes geschätzt. Der Ozean mit 72,5 Millionen qkm hält diesen Besitz zusammen und seine Nebenmeere, das Rote, Persische, Andamanische mit 1,5 Millionen, auch der Arabische und der Bengalische Busen, gliedern ihn. Da die Randländer innen durch hohe Gebirge, unwirtliche Hochländer oder Wüsten und Steppen abgeschlossen sind, und in ihrer Verbindung auch untereinander gehemmt, sind sie auf den Seeverkehr angewiesen, zumal die circumindischen Bahnen, Auto- und Fluglinien diesen an Schnelligkeit oder an Massenwirkung nicht erreichen. Sie sind aber planvoll entwickelt, um den Seeverkehr in ihrer Art und den Bedürfnissen der Jetztzeit entsprechend zu ergänzen, ebenso wie die britischen Kabel und Funkstationen, die den Ozean durchziehen und umranden. Die von außen kommenden Seewege um die südlichen Kaps von Afrika und Tasmanien, durch das Rote und Persische Meer wie durch die Malakka-, die Sunda- und die Torres-Straße sind in britischer Hand, nach dem Ankauf der Suezkanal-Aktien durch Disraeli 1875, durch den Burenkrieg sowie jetzt nach dem Weltkrieg durch die Entwicklung der Ölfelder am Per-

¹ Der Kampf um den Erdball, R. Oldenbourg, München und Berlin 1935, S. 113.

sischen Meer, in Vorder- und Hinterindien, auch auf den Sunda-inseln, sowie von bewachten Stützpunkten auf der Donnerstag-Insel, in Port Darwin, Trincomali und Aden, vor allem aber durch die Befestigung von Singapore. Auch die Entwicklung des Walfanges im Süden wird den Öl- und Verkehrsinteressen des Reiches dienen.

Den Seeverkehr vermittelten (1925) außer vielen kleinen 37 größere Häfen je mit einem Gesamtverkehr von über 1 Million Nettoregister-tonnen, von denen 27 britisch, 4 holländisch, 2 portugiesisch, 2 fran-zösisch, 1 italienisch und 1 persisch ist. Die fünf Welthäfen darunter je mit über 10 Millionen sind britisch. Von den Schiffen, die den Suez-kanal 1925 passiert haben, segelten 60% unter britischer und 10% unter holländischer Flagge. Dann kam Deutschland mit 6,7%, Frank-reich mit 6,1% und Italien mit 5,3%, dann die anderen Nationen mit geringeren Anteilen. Von den Handelsschiffen mit mindestens 100 Bruttoregistertonnen hatten die britischen Rاندländer 1 115 000 Ton-nen; dann kam Holland in seinem Sundareich mit 305 000 und die übrigen mit zusammen 43 000. Sonach liegt der Verkehr ganz über-wiegend in britischer Hand.¹ Die meisten Schiffsrouten kommen durch den Suezkanal hinein und verzweigen sich bei Aden und später noch-mals bei Colombo. Der Weg um das Kap der Guten Hoffnung tritt dagegen zurück. Von den Wegen im Ozean selbst hat der nach dem Norden des Persischen Meeres, also nach Abadan und Mohammera, den Häfen der persischen Ölfelder am Karun, seit dem Kriege um das Zehnfache zugenommen.

Die Wirtschaft des Ozeanreiches nimmt etwa 20% des britischen Gesamthandels und damit in diesem die erste Stelle ein.² Die britische Einfuhr aus Australien allein wird nur von der aus den Vereinigten Staaten und aus Argentinien übertroffen; sie ist etwa der aus Kanada

¹ Die Zahlen sind entnommen der Arbeit von H. Spangenberg, „Die Veränderungen des Seeverkehrs im Indischen Ozean seit dem Weltkriege“, Stuttgarter Geographische Studien, Reihe A, Heft 22/23, Stuttgart 1930.

² Vgl. The Statesman's Year-Book 1934. Auch E. Obst, „England, Europa und die Welt“, K. Vowinkel, Berlin 1927, S. 284 ff. J. Wütschke, „Der Kampf um den Erdball“, R. Olden-bourg, München und Berlin, S. 118 ff.

gleich. Im britischen Ein- und Ausfuhrhandel zusammen steht Britisch-Indien an zweiter Stelle, gleich hinter den Vereinigten Staaten. Es hat etwa 10% des britischen Gesamthandels, obgleich es von seinen riesigen Erträgen an Reis, Rohrzucker, Weizen, Baumwolle u. a. das meiste selbst verbraucht. Auch die übrigen Randländer sind an dem Handel des Mutterlandes bevorzugt beteiligt, Südafrika mit Gold, Ägypten mit Baumwolle, Hinterindien mit Zinn, Australien mit Wolle und Fleisch, Südpersien mit Erdöl. In der Bevorzugung von einzelnen Wirtschaftszweigen in diesen Ländern, wie der Baumwollkultur in Ägypten, des Bergbaus in Südafrika, der Landwirtschaft in Australien, der Handelsgewächse in Indien, wobei andere — trotz reicher Möglichkeiten dafür und trotz entschiedener Lebenswichtigkeit für die betreffenden Gebiete — zurückstehen, liegt der Gedanke, jedes dieser Länder in einer gewissen Monokultur zu entwickeln, um den Zusammenhang des Ganzen mit dem Mutterlande auszubauen.

Das wichtigste Land des ganzen Ozeanreiches ist Vorderindien und zugleich das Schicksalsproblem des britischen Weltreiches. Es ragt wie ein Keil mit kontinentaler Größe in den Ozean hinein und scheidet — nach Süden in den Formen des Meeresbodens fortgesetzt — dessen östliche und westliche Hälfte. Colombo auf Ceylon sammelt und verteilt den ganzen Verkehr, wie Bombay und Calcutta, auch Madras, den der beiden Hälften. Zu dem Begriff Britisch-Indien gehören außer den 11 Provinzen der Halbinsel noch 4 angrenzende, nämlich Belutschistan, Assam, bis vor kurzem Birma, und die Andamanen-Nikobaren. So hat Britisch-Indien mit den 678 Eingeborenenstaaten darin eine Größe von 4 685 000 qkm und (1931) eine Volkszahl von 353 Millionen (1934 schon auf 360 Millionen geschätzt), also eine mittlere Dichte von 75 je qkm. Die Volkszahl wuchs von 1921–31 stark, um 33 Millionen. Die Geburten in den britischen Provinzen betrugen 1930 35,99% und die Todesfälle nur 26,85%.¹ Das Areal der 678 Eingeborenenstaaten von winziger bis zu erheblicher Größe nimmt etwa 40%

¹ The Statesman's Year-Book 1934, S. 121.

des Ganzen ein und ihre Volkszahl mit 81,3 Millionen über 25%. Außerhalb der Halbinsel und ihrer politischen Beiländer wurden 1933 noch $2\frac{1}{4}$ Millionen Inder gezählt, nämlich 697 205 in Ceylon, 624 009 in Malaya, rund 2000 in Australien, 7 287 im Aden-Protektorat und 532 000 in den britischen Teilen von Ostafrika. Das sind rund 1,9 Millionen in den britischen Randländern, zu denen noch 40 600 kamen, nämlich im holländischen Sundareich (27 638), in Portugiesisch-Ostafrika (etwa 5000) und in Französisch-Madagaskar (7945). Dieses zeigt eine starke Durchwanderung und Erfüllung aller indischen Randländer, am wenigsten von Australien. Sonst gibt es größere Zahlen von Indern noch in Britisch- (131 919) und Holländisch- (36 150) Guiana, sowie in Jamaika (17 775), Trinidad und Tobago (37 832), auch auf den Fidschis (76 722), alles britische Inseln.¹

Es ist im einzelnen schwer anzugeben, in welchem Zahlenverhältnis die Weißen und die anderen Rassen zu den Indern im Ozeanreiche stehen, zumal sie sich schnell verändern. Die Europäer, auch die Briten, treten jedenfalls weit zurück; in Indien selbst sind etwa nur 300 000 Weiße (meist Briten) und Mischlinge zusammen unter den 360 Millionen. In den nordöstlichen Randländern sind Malayen und Chinesen, auch Japaner, bedeutsam, im Nordwesten die Araber und im Westen die Bantu-Neger. Nur Australien wird überwiegend von der weißen Rasse bewohnt, doch schon das Südafrikanische Dominion von nur 2 Millionen (Buren, Briten, Deutsche, Holländer) unter 6,5 Millionen farbigen, vor allem Bantu (4,7 Millionen). Natal ist eine indische Stadt.² So beruht die Beherrschung des Ozeanreiches auf dem Wirken geringer britischer Volkszahlen, die sich auch nicht wesentlich steigern lassen, innerhalb gewaltiger und zum Teil dicht bevölkerter Räume.

Die Verwaltung der verschiedenen Teile erfolgt in einer abgestuften Abhängigkeit vom Mutterland. Die beiden Dominien Australien und Südafrika sind autonome Staaten, „nur in ihrer gemeinsamen Er-

¹ Indian Abroad Directory. The Imperial Indian Citizenship Association, Bombay 1933, S. 483 ff.

² R. Kjellén-K. Haushofer, „Die Großmächte vor und nach dem Weltkriege“, B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1930. S. 238.

gebenheit für die Krone einig und frei verbunden als Mitglieder der britischen Gemeinschaft der Nationen“. Sonst gibt es Kolonien, Kronkolonien, Protektorate, Zugehörigkeiten (Dependencies), Mandate, sowie Kohlen- und Handelsstationen, Konsuln, Residenten, Agenten, Ratgeber, auch militärische Besatzungen in fremden Herrschaftsgebieten, vor allem Britisch-Indien als Kaiserreich. Jedes einzelne dieser Gebiete hat eine Sondernatur, doch auch die allgemeine der Gondwanaländer, das sind weite Flächen mit einseitiger oder ganzer Gebirgsumrandung und unbestimmter Beziehung zum Meer. Südafrika ist ein flaches Becken, Ägypten die lange Mulde der Niloase, Südarabien eine Wüstentafel, Vorderindien das reiche Ganges- und das öde Indus-Tiefland zwischen den Mauern des Himalaja und den Hochsteppen des Dekan; Australien ist eine gewaltige Trockenfläche mit gebirgigem Ostrande. Und die großen Inseln Madagaskar und Ceylon sind abgetrennte Stücke von Südafrika und Vorderindien; nur die niederländische Sundawelt hat junge Gebirge und nicht Gondwananatur. So sind selbst die größten Räume nicht selbstbestimmt; es mangelt ihnen an dem durchfeuchtenden Klima von Gebirgen sowie an richtunggebenden Wegen zum Meer; allein das Nil- und das Gangesdelta sind starke Machtzentren.

So war es naturgegeben, daß dort jedes Gebiet zu dem anderen strebte, und daß damit ein Völkergewirre entstand, welches sich durchwandert und befiehlt, während jede Zusammenfassung vom Ozean kam, von den Häfen, die den Verkehr von außen sammeln und nach innen verteilen. Schon jene Wandervölker, die jetzt auch das Innere füllen, sind vom Meer gekommen, die Chinesen und die Malayen wie die Araber und die Inder. Sie haben sich dabei durchmengt und vermischt. Die Hindu waren ein Landvolk, doch schon seit alter Zeit auf ihrer Halbinsel nicht mehr eine rein arische Rasse, wie sie um 2500 v. Chr. aus den Turanischen Becken gekommen sein mag, sondern im Norden mit iranischen und mongoloiden Rassen durchmengt und im Süden mit den Dravida und deren älterer Kultur.¹ Was man jetzt

¹ H. Lüders in Mitt. des deutschen Orientvereins, Orient-Chronik Nr. 11, 1935, S. 92.

Inder nennt, besteht aus vielen Elementen, vielfach wohl den Kernen ihrer heutigen Kasten,¹ die nun geschlossen aus der Halbinsel überquellen, um auch die anderen Randländer des Ozeans machtvoll zu füllen.

Die großen Schwierigkeiten, die hieraus entstehen, bestimmen die Schicksale des Indienreichs und darüber hinaus die des ganzen britischen Weltreiches und der Weltpolitik. Denn wie Indien schon im Altertum — oft traumhaft — in den Vorstellungen der Kulturvölker gelebt und ihre Ziele bestimmt hat, und wie von der Entdeckung der Seewege nach Indien durch die Portugiesen und Spanier der Beginn der Neuzeit gerechnet wird, so ist die Halbinsel mit ihrer uralten Kultur noch jetzt ein Brennpunkt des Welthandels und das Ziel aller Wege und Länder des britischen Weltreiches, das mit Indien steht und fällt. So geht das britische ganze Handeln dahin, diesen Besitz zu erhalten, bald mit Paktieren, bald mit Gewalt, durch Nachgiebigkeit und durch Widerstand, jetzt durch die Maßnahmen und die Veränderungen in der Verwaltung — erst kürzlich wurden Aden und Birma von dieser abgelöst, um ihre Schicksale von denen der Halbinsel mehr zu entfernen — sowie durch die Kontrolle der Indierwanderungen in den ozeanischen Randländern. Die Pläne und Bestimmungen drängen sich, doch die Wirkung fehlt noch, und so droht nach dem Urteil bester Kenner eine verlorene Herrschaft.²

„Omne imperium iis solum artibus retinetur, quibus ab initio par-
tum est“ heißt es bei Sallust. Danach kann Indien nur durch den Handel erhalten werden, wie es durch ihn gewonnen ist, doch müßten dabei nicht nur die 50 Millionen des Mutterlandes, sondern auch die

¹ Nach Rabindranath Tagore, zitiert bei J. Stoye, „Das britische Weltreich“, F. Bruckmann, München, S. 237.

² Al. Carthill, „The lost Dominion“, Blackwood and Sons, Edinburgh und London 1924. Deutsche Übersetzung von Martha Haushofer, „Verlorene Herrschaft“, K. Vowinckel, Berlin 1924. Taraknath Das, „Indien in der Weltpolitik“, Georg D. W. Callwey, München 1932. W. S. Thompson, „Danger Spots in world population“, Alfred A. Knopf, New York 1930. J. Stoye, „Das britische Weltreich“, F. Bruckmann, München 1934. E. Obst, „England, Europa und die Welt“, K. Vowinckel, Berlin 1927.

360 Millionen des Kaiserreichs ihre Befriedigung finden, und daran fehlt es. Es wird oft gesagt,¹ daß es die Verschiedenheit der Rassen ist, welche die Einigung hemmt, doch hat sonst noch keine Nation das Leben und das Wirken mit anderen Rassen und deren Gewinn und Einfügung zum Heile des Ganzen so gut verstanden wie Großbritannien. So ist es wesentlich der Gegensatz der materiellen Interessen und damit auch des Denkens, wie er aus der verschiedenen Umwelt entsteht und die Völker trennt, also der kontinentale Massegeist der Inder und der ozeanische der Briten. Dieser ist durch die reichen Kräfte Englands in individueller Freiheit erwachsen und dann nicht künstlich, sondern durch die Geschlossenheit des Ozeans zu gemeinsamem Handeln über den Erdball geführt, während jener mit seinen Masseninstinkten über weite Flächen schweift, ohne sie einen zu können. Er drängt zum Schweifen, denn in Indien sind die Größen der Ernährungsflächen und ihrer Erträge im Sinken, während die wachsende Bevölkerung deren Vermehrung im Lande braucht; dagegen sind die Flächen der Handelsgewächse gestiegen, weil die Großbritannien schulden Pflichten und Lasten es verlangen.² So sind gerade die am dichtesten bewohnten Provinzen, wie Bengalen, wohl reiche Agrargebiete, doch ohne die der Bevölkerung genügende Ernährung. Dieses hat zu Arbeitslosigkeit und zu Wanderungen in die anderen Randländer geführt, auch zu Rückwanderungen, wo es in den Randländern wie in der Halbinsel herging, und damit zur Vermehrung der Gegensätze im ganzen Reich. Freilich hat Britisch-Indien heute eine selbstständige Wirtschaftsgestaltung, doch keine Selbständigkeit in der Außenpolitik wie in der Landesverteidigung, und ist auch an manche Vorzugsverträge gebunden.

Die unbestimmte Natur der Gondwanaländer hat sich nur vom Ozean her entwickeln lassen. Solange an dessen Stelle noch der alte

¹ J. Stoye, „Das britische Weltreich“, F. Bruckmann, München, S. 235–38. K. Haushofer, „Weltpolitik von heute“, Zeitgeschichte, Verlag und Betriebsgesellschaft, Berlin 1934, S. 30 f., 67 ff.

² Wirtschaftsdienst 1935, S. 729.

Kontinent lag, hat die Natur dort das Reich der Glossopterisfarne und später der Lemuren, auch eine Eiszeit bilden können. Aber schon die alten Wandervölker, welche die erste Entwicklung gebracht haben, sind vom Ozean gekommen, wie später die Europäer bis zur heutigen britischen Herrschaft. Würde dieses Reich sich selbst überlassen, so würde es wieder der Spielball äußerer Kräfte werden, wie es früher der Fall war. Schon die Zugriffe Japans im dortigen Handel oder im Erwerb von Baumwolland in Abessinien¹ deuten darauf hin; denn in der gleichen Weise waren die lockeren Küstenstaaten der Malaien entstanden, der kundigen Vorfahren des japanischen Seereichs. Aber nur die größte Seemacht kann das Ganze erfassen. Die Landesnatur bildete Splitterstaaten und schweifende Völker, doch der Ozean das geschlossene Reich.

Alles ist aus dem Wasser entsprungen,
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ozean gönn' uns dein ewiges Walten.

¹ Deutsche Kolonialzeitung 1935, S. 52 f.